Der Hausfreund

Unterhaltungsbeilage zum Ostdeutschen Volksblatt

Nr. 37 | Lemberg, am 11. September (Scheiding) | 1932



Urheberrechtsschutz durch Hermann Berger, Roman-Verlag Berlin SO 16

13)

„So also könnte es auch stehen?“ wiederholte er. „Dann — entschuldigen Sie, Mr. Raupach; was ich Ihnen jetzt sage, ist etwas ungewöhnlich aus dem Munde eines Vaters. Doch ziehe ich die unbequeme Klarheit stets der unbequemeren Ungewißheit vor. Nicht um Sie oder um mich habe ich Auskunft über Ihre Pläne erbeten, sondern um Gladys willen. Sie haben das Mädel in seiner ganzen Ausgelassenheit kaum noch kennen gelernt. Gleich nach Ihrer Ankunft wurde sie ernster, lebensreifer. Ihre Gegenwart wirkte sonderbar beruhigend auf das übersprudelnde Temperament Gladys. Und seit gestern gar ist sie zu einem unversiegbaren Tränenquell geworden. Selbstverständlich muß ich das mit Ihrer Abreise von hier in Verbindung bringen. Es ist offenbar, ohne daß ich Glady zu einer Erklärung bringen konnte, was wieder im ungewöhnlich an ihr ist. Sonst hatte sie doch das Herz auf der Zunge. Sie können sich denken, daß mich das alles beunruhigt und daß ich gern aus Ihrem Munde gehört hätte, wie Sie den plötzlichen Wandel Gladys erklären können.“

Wolf wußte, was diese Frage zu bedeuten hatte. Zu anderer Zeit und bei anderer Gelegenheit wäre sie ihm im höchsten Grade peinlich gewesen. Jetzt schien sie ihm nur die selbstverständliche, notwendige Folge einer kleinen Unaufrichtigkeit, der er sich am ersten Tage seiner Bekanntschaft mit Glady ihr gegenüber schuldig gemacht hatte. Sind Sie verheiratet oder verlobt, hatte sie ihn im Garten gefragt. Beides war von ihm verneint worden, obwohl doch die letzte Frage sicher anders hätte beantwortet werden müssen. Vielleicht war ein Ausgleich dadurch herbeizuführen, daß er jetzt dem früheren Zuwenig ein Zuviel entgegenstellte.

„Sie haben ein Recht zu dieser Frage, Mr. Wagner. Ich werde Sie Ihnen beantworten. Oft hatte ich Gelegenheit, in Gladys Seelenleben hineinzuschauen. Mit wohltuender Zutraulichkeit offenbarte sie dem Fremden, der ihr als herzlich aufgenommenes Mitglied des Hauses vom ersten Augenblick kein Fremder war. Vielleicht hätte ich dem Vertrauen Gladys mehr als Freundschaft entgegengebracht, wenn ich nicht von einem lieben Bild der Heimat ganz ausgefüllt gewesen wäre. Das hätte ich Glady anvertrauen sollen, sie hätte sich schwesterlich mit mir gefreut. Ich habe es nicht getan, es war ein großer Fehler.“

„Sie kannten die schrankenlose Offenheit ihres Charakters nicht. Glady wird es überwinden müssen.“

Lange noch unterhielten sich die beiden Männer, doch brachte es Wolf nicht übers Herz, dem älteren Freunde die Ursache seiner plötzlichen Heimreise anzuvertrauen. Was er seinerzeit Glady gegenüber verabsäumt hatte, wiederholte er hier in noch höherem Maße, nicht ahnend, daß er durch seine ungerechtfertigte Verschlossenheit den Mr. Wagner mit tiefer Betrübnis erfüllte.

Zum dritten Male heulte die Sirene über den sonnenüberfluteten Hafen. Wolf mußte sich verabschieden.

Während sich der Riesenleib des wild aufqualmenden Schiffes langsam von der Kaimauer drängte, schaute Wolf vom Deck noch einmal auf die bunt durcheinandergewürfelten Bilder der Hafenanlagen zurück. Die Stelle, auf der er vor kurzem noch mit Herrn Wagner gesprochen hatte, war leer.

Aber da hinten — auf den mächtigen Steinquadern der Hafeneinfassung — war das nicht Gladys schlanke Gestalt, ihr brauner Mantel, ihr feiner, stillschauender Kopf?

Wolf hob seine Hand der Erscheinung entgegen, ein wehes Empfinden durchzuckte seine Brust.

Und da bewegte sich auch der Arm des Mädchens. Ein weißes Tuch winkte ihm zu, nicht mit der ausgelassenen Freudenbewegung, die ein frohes Wiedersehen erhofft, sondern mit dem stillen Aufwärtsheben dem Scheidenden nach, der für ewig Abschied genommen hat.

Eine übergroße Männergestalt trat jetzt neben das Mädchen.

„Kommen Sie, Glady,“ sagte Lincoln mit einer an ihm ungewohnten Weichheit in der Stimme. „Es ist genug.“

„Er ist fort,“ sagte sie tonlos.

„Auch das haben Sie einmal erleben müssen.“

Wolfs Augen brannten in die Ferne. Der Steinquader war verlassen. Aber noch glaubte er eine winkende Mädchengestalt auf ihm zu sehen, ein Kind dieser unberechenbaren Welt, die ihm den Kelch herber Enttäuschung in die Brust gelegt hatte.

Noch glaubte er dort Glady zu sehen. Es war ihm, als baue sich vor ihm das Denkmal einer schönen Erinnerung auf.

XXII.

Tod und Leben.

Le Fuet ging aufgeregt im Büro hin und her. Nicht oft war es in seinem Leben vorgekommen, daß die ruhige Ueberlegung jeden Ausweg vernagelt fand. Was nun? Er war verheiratet und hatte keine Frau. Dort im Hause Stübens lebte sie, schon seit zwei Wochen. In den ersten Tagen nach der Hochzeit hatte er sie einigemale besucht. Glanzfremde Augen, ein fiebergerötetes Gesicht — wie einen Fremden hatte sie ihn angeschaut.

Dann kamen die unsinnigen Ratschläge des Arztes. Heddis Nerven seien in einem besorgniserregenden Zustand. Sie müsse in eine andere Umgebung hinein, sie brauche Ruhe, habe neue Eindrücke nötig.

Was sollte denn daraus werden? Irgendwann mußte sie doch einmal gesund werden. Dann würde er seine bisherige Rücksicht auf Weiberlaunen fallen lassen und ihr seine Rechte vor Augen führen müssen.

Und dieser Felix Stüben? Auch er hatte sich vollkommen gewandelt. Seine schmiegsame Freundschaft war dahin. Oft ungebärdig, rechthaberisch tat er so, als habe er Le Fuet und seine geldliche Unterstützung nicht mehr nötig. Ob er gar —?

Auch der sonst für jede Anregung dankbare alte Schratenholz zeigte plötzlich ein abweisendes Verhalten. Na ja, die Geschichte mit der Hochzeit war ihm peinlich, sie verdrehte ihm die Gedanken. Aber auch hier keimte eine Unklarheit, für die Le Fuet keine Lösung fand.

Ich mache kurzen Prozeß, dachte er während seiner ungestümen Spaziergänge durchs Büro. In der nächsten Woche ist das Haus fertig. Dann lasse ich für Heddi schnell ein Zimmer einrichten, und niemand wird es wagen dürfen, mir meine gesetzlichen Ansprüche vorzuenthalten. Das ist, weiß Gott, alles von langer Hand eingefädelt. Dieser Stüben ist ein Fuchs. Er will mich übertölpeln.

Es sollte anders kommen.

Der Arzt bestand darauf, die Kranke müsse für längere Zeit in eine andere Umgebung hinein. Unter der Hand hatte sich Felix nach einem passenden Aufenthaltsort für Heddi umgesehen. Heute war die klärende Nachricht eingetroffen.

Er trat zu Le Fuet ins Büro.

„Guten Morgen.“

„Was macht Heddi? Ist es besser?“

„Von Besserung kann vorläufig keine Rede sein. Morgen werde ich sie zu einem Bekannten von mir fahren. Sie hat andere Gesichter und Ruhe nötig. Der Arzt will es so haben.“

„Und ich werde nicht gefragt?“

„In diesem Falle müssen wir uns wohl auf die fachmännische Beratung verlassen.“ —

Le Fuet biß sich auf die Lippen. Er wollte nun einen Trumpf ausspielen.

„Gut," sagte er hastig. „Dann werde ich die Gelegenheit benutzen, einige Geschäfte außerhalb zu erledigen."

„Geschäfte außerhalb?"

„Ja, ich beabsichtige, mich noch an einem anderen Unternehmen zu beteiligen."

„Viel Glück."

Nun wußte es Le Fuet. Stüben hatte ihn tatsächlich nicht mehr nötig. Sonst wäre die Antwort anders ausgefallen.

Was war hier zu beginnen?

Auf Anordnung des Arztes durfte niemand außer der Schwester zu Heddi ins Zimmer. Und auch ihre Gegenwart mußte für längere Zeit ausgeschaltet werden. Irgendeine Erinnerung schien die Kranke zu beunruhigen, ihren Geist zu zermürben.

Da kam der alte Erdmann ins Haus.

„Darf ich Heddi sehen?", fragte er Marie leise.

„Es geht nicht, Vater Erdmann. Der Arzt hat den Zutritt jedes Fremden verboten."

„Ich bin kein Fremder."

Der traurige Blick des Alten, das bittende Schwanken seiner Stimme schnitten Marie ins Herz.

„Warten Sie einen Augenblick, Vater Erdmann."

Behutsam öffnete sie die Tür zu Heddis Zimmer.

„Gehen Sie hinein, aber ganz still. Sie schläft."

Den breitrandigen Hut in der Hand, den weißen Kopf in liebender Neugier vorgebeugt, schlich sich Erdmann durch die Tür, als gelte es, die Ruhe eines schlummernden Kindes nicht zu stören.

Da saß er nun an ihrem Lager. Seine Augen suchten das schmale blasse Gesicht Heddis. Wie gern hätte er ihre durchsichtige Hand gestreichelt. Er durfte es nicht tun. Es konnte sie aus dem schönen Vergessen reißen.

Ein bleicher Sonnenblick streifte durch das Fenster über den Kopf der Kranken.

Erdmann bewegte leis die Lippen. Seine Hände waren gefaltet, sein silberleuchtender Kopf leicht gebeugt, als säße er vor den Kerzen des Altars und betete inbrünstig.

„Müdes Herz, was weinest du?
Armes Herz, was jammerst du?
Drücken dich die Erdentage:
Halte still mit deiner Klage!
Auch zu dir kommt frohe Zeit,
Wo die tiefsten Erdenwunden
Deiner Pilgerfahrt gesunden,
Heilen in der Ewigkeit."

Vater Erdmann hielt also das Kapitel des unglücklichen Erlebens für abgeschlossen. Der Rest war Harren und Hoffen auf das Glück einer ewigen Freude.

Doch die Wege des Lebens sind wunderbar, so rätselhaft verschlungen, daß selbst der abgeklärte Blick des Alters das von einer höheren Hand gesteckte Ziel erst staunend erkennt, wenn der Sturm des Geschehens den letzten Nebel zerreißt.

Noch einmal sollte Vater Erdmann die Kranke sehen. Zwar lebte sie jetzt gut dreißig Kilometer von hier entfernt, einsam, zurückgezogen in einem Hause der Stübenschen Bekanntschaft.

Fahren? Warum? Der Weg über die Chaussee, durch den Wald würde seinen suchenden Geist mit neuen Bildern füllen. Die Füße würden ihn schon tragen, der knorrige Wanderstab stützte ihn über Stein und Wurzel.

Ja, er mußte zu Heddi. Jedes neue Gedicht hatte er ihr vorgetragen. Auch dieses Sonett mußte sie hören. Leben und Zuversicht sprudelte aus ihm, Hoffen und glückliches Gelingen.

Mit hoher Freude wanderte Erdmann in den jungen Tag hinein. Und hätte sich auch der fahle Sonnenball hinter dicken Wolken versteckt: in seinem Herzen wäre doch eitel Glanz gewesen.

* * *

Einige Stunden später, als Erdmann seine Wanderung begonnen hatte, trat auch Heddi ins Freie. In den paar Wochen ihres hiesigen Aufenthaltes hatte sie jeden Weg und Steg des Waldes kennengelernt. Niemand war hier, der sie störte. Von früh bis spät wanderte sie zwischen ragenden Stämmen. Das einzige Auge über ihr die matte Sonnenscheibe, die einzige Sprache um sie das Rascheln des welken Laubes zu ihren Füßen.

Ein einziges Bild verließ sie nicht. Irgendwo in einem verschlossenen Zimmer hatte sie gelegen, die Augen geschlossen, die Schleier einer angstvollen Ruhe über sich. Da wurde die Tür leise geöffnet und Vater Erdmann trat herein. Wie ein erquickender Hauch goß es sich über sie, denn in ihm war die Liebe, in ihm die Wahrheit. Wort für Wort hatte sie sein Gebet verstanden, einem Siegesruf gleich drang es in sie:

„Auch zu dir kommt frohe Zeit,
Wo die tiefsten Erdenwunden
Deiner Pilgerfahrt gesunden,
Heilen in der Ewigkeit."

Ja, in der Ewigkeit! Nicht mehr hier in diesem Schmerzenstal, sondern da oben in der ewigen Ruhe. Was tat sie dann noch hier? War es nicht ein herrlicher erlösender Gedanke, dieses elende Dasein abzukürzen und einzugehen in die heilende Ewigkeit? Durfte sie das? Ein unnützes Rädchen war sie geworden in dem großen schaffenden Weltgetriebe. Zweckloses Leben ist lästiges Leben für sich und für andere.

Warum machte ihr die Erinnerung an Marie und deren wirtschaftliche Zukunft keine Sorgen mehr? Sie wußte es nicht, es lag hinter ihr wie ein in Eis erstarrter See, in dem selbst der größte Sturm keine Welle des Unheils zu rühren vermochte.

Die langen Nächte hatten Heddis Gedanken allmählich in diese weltabgekehrte Erkenntnis gleiten lassen. Der still durch die Baumkronen klagende Wind rief ihr zu: dein Leben ist zwecklos. Aus dem Rascheln eines gegen ihr Fenster flatternden Blattes glaubte sie zu vernehmen: was harrst du noch? Nur in der Ewigkeit können die Wunden deiner Pilgerfahrt heilen. Und dann kam das, was sich Nacht für Nacht zur gleichen Zeit wiederholte, was scharf wie das Streichen einer Sense herüberwetzte, aus starrem Takt Furcht und Befriedigung zugleich in ihre Stille klopfte: das gleichmäßige Schienenstoßen eines nicht fern vorüberrollenden Eisenbahnzuges.

Heddi konnte kaum die Zeit erwarten, bis dieses langsam aufquellende, wie ein lebendiges Bild zuckende und dann geheimnisvoll versickernde Geräusch des an- und fortgleitenden Zuges das neue Verlangen in ihr nährte. Das Gefühl kam zu ihr, als stünde dort drüben irgendwo im Walde ein lieber Freund, der sie mit hellen Worten zu sich rief. Sie hatte den Wunsch, diesen Freund von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ihm die Hand zu reichen, sich von ihm in das schöne Land des Vergessens hinüberziehen zu lassen.

So kam es, daß sie bei ihren täglichen Waldspaziergängen die Richtung zu den Eisenbahnschienen einschlug und dann lange auf das blankgefahrene Metall schaute, den Blick weit über die glänzenden, sich in der Ferne vereinigenden Bänder wandern ließ und dann doch wieder starr vor sich auf den einen Punkt sah, der als Erfüllungsmöglichkeit ihres letzten Wunsches heraufblitzte.

Wolf! Nun wußte er, wie es um sie stand. Was sie vorhatte, würde ihn betrüben, zu Tode traurig machen, gewiß. Es würde ihn aber auch gleichzeitig vor der Mühe eines zwecklosen Ringens um sie schützen, ihm den Mut zum Leben wiedergeben, wo sie den Mut zum Tode gefunden hatte.

So denkend schritt auch jetzt Heddi dem Bahnkörper zu. Der schmerzliche Ausdruck ihres Gesichtes war einer herben Entschlossenheit gewichen, die es gereifter und schöner als je erscheinen ließ.

Wie herrlich diese einsame Wanderung! Stille um sie, Friede in ihr, eine Wanderung von der harten Erdscholle in die immergrünen Gefilde der Ewigkeit.

Es konnte nicht mehr lange dauern, bis der erste Schnellzug über diese Stelle dahinbrauste.

Das dünne Stimmchen einer Signalglocke sang von irgendwo herzu. Ein schwaches Totengeläut zwar, aber doch ein Abschiedsgruß von dieser Welt.

Nun stand Heddi vor den Schienen. Die Gleise funkelten auf. Wie aus vier hintereinandergestellten Brenngläsern strahlten ihr die Lichtbündel aus dem blanken Eisen entgege

Aus den jenseits des Bahndammes stehenden Baumkronen raschelte es auf. Ein langer dürrer Zweig hatte sich von seinem Ast getrennt. Das letzte Rindenfädchen zerriß, er fiel schnell durch die Luft, ohne daß das Aufschlagen am Boden zu vernehmen war.

Von fern ein leises Hämmern. Unbeweglich stand Heddi, die Hände gefaltet, den Blick zum Himmel gewendet, einem Opfer vergleichbar, das den Todesstreich geduldig erwartet. Keinen Blick wandte sie in die Richtung, von wo sich die flackernde schwarze Fahne der Lokomotive ihrem letzten Wunsch mit unheimlicher Geschwindigkeit näherte.

Ein Gebet? Ja, das kürzeste und inhaltreichste ihres Lebens:

„Vergib mir, du Treuer."

Nun lösten sich die Hände, nun breiteten sich die Arme wie verlangend einer schönen Zukunft entgegen, ein letztes Ringen mit dem aufquellenden Lebenswillen —

XXIII.

Die Schicksalskette zerreißt.

Mit dem Gestampf der apokalyptischen Reiter brauste der Zug durch den Tag. Er brachte Rechtsanwalt Wolf Raupach seiner Heimatstadt entgegen. Sinnend und grübelnd stand er am Fenster, die vertrauten Bilder von Feld und Wald in sich aufnehmend, alles durchwirkt von dem einen Gedanken: wie werde ich sie wiederfinden, wie werde ich das leise Hoffen in meinem Innern zur Erfüllung bringen können?

Hoffnung! Konnte denn überhaupt von einer Hoffnung die Rede sein? Heddi war verheiratet, für ihn verloren. Gab es denn da überhaupt noch eine Hoffnung? Heddis letzter Brief hatte alles, was an Denken und Trachten um ihn war, vernichtet. Und doch — Auf der langen Meerfahrt über den Ozean, beim Anblick der ersten deutschen Hafenstadt, in den Sesseln der Eisenbahn, war es ihm immer, als sei das schwermütige Trauerläuten des Schicksals von einem feinen Hoffnungsklingen durchzogen, aus dem es ihm zuraunte: ich bin deine Hoffnung, vertraue mir.

Wolf war allein in seinem Abteil. Die Scheiben des halbgeöffneten Fensters klirrten im Rollen des Wagens. Dort ein bekannter Bach, hier ein Laubwald, in dem er so manche glückliche Jugendstunde verbracht hatte, weiter eine schmale Lichtung zu einem verborgenen Waldhäuschen, dessen Stille er sich in seiner Ferienzeit so manches Mal erfreut hatte.

Und nun ein weites Feld, im Hintergrunde die Türme der Vaterstadt, vor ihr, einem sanft geschlungenen Bande gleich, die Landstraße herzuführend.

Ein über die Chaussee jagendes Auto wirbelte eine lange Staubfahne hinter sich auf. Einen Moment beobachtete Wolf den Wagen, dann lehnte er sich in den Sessel zurück und verfiel in sein altes grübelndes Sinnen.

Plötzlich zogen die Bremsen des Zuges scharf an. Die Gewalt des Stockens war so stark, daß Wolf sich krampfhaft an den Armlehnen halten mußte, um nicht vom Sitz geschleudert zu werden.

Ein Unglück?

Das Klappen heruntergelassener Fenster unterbrach die folgende Stille. Die Seitengänge füllten sich mit Fahrgästen. Der Zugbeamte drängte sich durch das Gedränge.

Was gibt's?

Am Kopfe des Zuges, dort, wo die Lokomotive aus schwarzen Rauchquirln die vollbrachte Leistung des plötzlichen Stoppens ankündigte, liefen Menschen hin und her.

Es mußte sich wahrhaftig ein Unglück zugetragen haben. Nach einiger Zeit lief der Zugführer die Wagenreihe entlang und fragte erregt, ob sich unter den Reisenden ein Arzt befände. Aus Wolfs Wagen kam ihm eine zustimmende Antwort. Ein jüngerer Herr sprang auf die Gleise und ließ sich von dem Beamten zur Unglücksstelle leiten.

Wolf stand an der offenen Tür. Er brachte das, was sich ereignet haben mußte, unwillkürlich mit dem Bilde des rasenden Autos auf der Chaussee in Verbindung. Nun war auch er zwischen den gleißenden Schienen, um der Ansammlung von Menschen an der Zugspitze zuzustreben.

Ein grausiger Anblick bot sich ihm dar. Etwa hundert Meter vom Schrankenübergang lag, mitten auf den Schienen, ein zertrümmertes Auto. Der Wagen mußte vom Zug erfaßt und ein Stück mitgeschleift worden sein.

Auf der nicht allzu hohen Bahnböschung umstand eine Reihe von Personen den jungen Arzt aus Wolfs Abteil, der [illegible] über einer leblosen Körper beugte.

Wolf näherte sich der Gruppe. Der junge Arzt drehte sich zum Zugpersonal zurück.

„Hier ist nichts mehr zu retten. Er ist tot."

Das Gesicht des Verunglückten lag frei. Als Wolf die blutleeren Züge gewahrte, fuhr er heftig zusammen. Das war — — —

Deutlich stand Wolf das Bild im Büro seines Vaters vor Augen, in dem dieser Tote eine Rolle gespielt hatte. Der Kopf dieses Mannes hatte sich hinter einem zusammengefalteten Zeitungsblatt vor den Strahlen der Sonne geschützt. Bleich war das Gesicht gewesen, fast so bleich wie jetzt. Lang, scharf gezeichnet, doch keinesfalls unschön. Um den Mund lag ein Lächeln, das gewinnen konnte, wenn nicht hinter ihm alle Laster der Welt verborgen schienen; brutale Rücksichtslosigkeit versteckte sich hinter gleißendem Höflichkeitslächeln, ohne daß festzustellen war, ob dieser schlanke, doch sehr zierlich gebaute Mann zur Durchführung seiner Pläne auch die nötige Energie aufzubringen vermochte.

Wahrhaftig, das war der Mann. Jetzt hatte seine Waghalsigkeit seinem Streben ein Ende gesetzt.

Die Bahnbeamten ordneten das Notwendige an, die Fahrgäste begaben sich wieder in den Zug, der langsam seinem Bestimmungsort zurollte.

Wolf kannte die Einzelheiten der Schicksalsverkettung, in deren Mitte er bald gesetzt werden sollte, nicht. Dennoch erfüllte ihn das, was er soeben geschaut hatte, mit so drängenden Gedankenkombinationen, daß ihn die bisher gewahrte Ruhe verließ und er in höchster Erregung durch die Stadt seinem Elternhause zueilte.

XXIV.

... werden mit Freuden ernten.

Vater Erdmann stand kurz vor dem soeben geschilderten Geschehen an der Tür des Hauses, in dessen Zurückgezogenheit Heddi lebte.

Er fragte nach ihr.

„Gehen Sie dort den Weg entlang. Das ist ihr täglicher Spaziergang."

Vater Erdmann bedankte sich für die freundliche Auskunft der älteren Dame und schlug den Weg in den Wald ein. Noch einmal sah er sich um.

Ein nettes Eckchen, um sich mit seinen Leiden vor den Augen der Welt zu vergraben, dachte er. An einem solchen Ort wünschte ich einmal zu sterben.

Dann stieß er die Spitze seines Wanderstabes munter in den weichen Boden.

Nach längerem Wandern ging es ihm durch den Sinn: dort hinten scheint ein Bahndamm zu sein. Ich glaube nicht, daß der Waldweg über ihn führt. Sie wird sich rechts oder links gehalten haben. Ob ich rufen soll?

Er brachte es aber nicht fertig, die feierliche Waldeinsamkeit mit seiner Stimme zu stören. Noch einige Schritte ging er voran. Dort drüben — dicht vor ihm — Herrgott, was war das? Der Stab entglitt seinen Händen. Die Luft schien mit dem Brausen eines plötzlich ausgebrochenen Sturmes gefüllt. Die Müdigkeit der Wanderung war von ihm gewichen. Er stürzte vor, umklammerte mit beiden Armen Heddis sinkenden Körper und riß ihn zu sich empor.

Mit Funken und Staubwolken brauste der Zug vorüber. Der alte Erdmann war sich nicht klar darüber, was er nun zu beginnen hatte. Der jähe Schreck war ihm lähmend in die Gedanken gefahren.

Den leblosen Frauenkörper hielt er fest gegen sich gedrückt. Fort, fort von diesem Bild, das eben noch mit vernichtender Wucht vor ihm gestanden hatte. Den Weg zurück, immer weiter.

Lugte nicht dahinten das einsame Waldhaus hervor?

Jetzt plötzlich erlahmten des alten Lehrers Kräfte. Müde sank er auf das welke Laub. Heddis Kopf ruhte an seiner Brust. Nein, er konnte sie nicht aus den Händen lassen, mußte sie als schönstes Kleinod seines Lebens bei sich halten.

Was hatte ihn doch hierher geführt? Wie kam es, daß er von der Fügung zum Werkzeug dieser wunderbaren Rettung gemacht worden war? Richtig, sein neues Sonett hatte er Heddi hersagen wollen. Wie oft war es von seinen Lippen gekommen, beim traulichen Schein der Studierlampe, auf dem Wege hierher. Zwar das Manuskript knisterte in seiner Tasche. Doch kannte er das Gedicht Wort für Wort auswendig.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Beide Hände abgehackt.
Die Rache der Verschmähten.

Bei Czenstochau, in der Ortschaft Redziny, spielte sich dieser Tage ein Liebesdrama ab, dessen Motive an mittelalterliche Praktiken erinnern. Eine 23jährige Dorfschöne, die Tochter eines vermögenden Bauern, lernte vor mehreren Jahren den 26jährigen Besitzersohn Konstantin Kitala kennen. Inzwischen war K. zum Militär eingezogen worden. Nach Rückkehr desselben drang das Mädchen auf baldige Hochzeit. Kitala wollte jedoch davon nichts wissen. Es kam zu ständigen Streitigkeiten zwischen beiden, da die Eltern des Mädchens ebenfalls zur Hochzeit drängten. Eines Nachts floh die Verliebte aus dem Elternhaus und begab sich zu Kitala, mit dem sie 24 Stunden lang in einer Scheune weilte. Die beunruhigten Eltern der Dorfschönen begannen nun mit Hilfe von Nachbarn nach ihr zu suchen. Endlich entdeckte man das Pärchen in der Scheune. Unter Schlägen und Spottgelächter trieb man das Mädchen in sehr leichter Bekleidung am hellen Tage durch das Dorf. Am Abend desselben Tages schlich es sich, mit einem Messer bewaffnet, in die Scheune und versuchte dem Liebhaber die Kehle zu durchschneiden. Als Kitala sich zur Wehr setzte, hackte die Geliebte ihm buchstäblich beide Hände ab.

Nächtliches Eifersuchtsdrama in Berlin.

Ein turbulentes Eifersuchtsdrama spielte sich nachts im Süden Berlins in der Fichtestraße ab. Dort kam es zwischen den Eheleuten Beuster, die im Hause ein Gemüsegeschäft betreiben und im vierten Stock mit ihrer 19 Jahre alten Tochter wohnen, zu einer heftigen Szene, in deren Verlauf der 44 Jahre alte Ehemann Friedrich Beuster seine 39jährige Frau mit einem Handtuch zu erwürgen versuchte. Als das Tuch zerriß, griff er nach einem Küchenmesser und drang auf die Frau ein. In ihrer Angst öffnete diese das Fenster und stürzte sich aus dem vierten Stock hinab. Glücklicherweise fiel sie aber auf einen Balkon im dritten Stockwerk und kam mit einem Beinbruch davon. Sie wurde ins Bethanien-Krankenhaus gebracht. Der Ehemann wurde von der Polizei festgenommen.

Henker als Menschenfreund wider Willen.
Statt hinzurichten, rettet er zwei Menschen.

Das Budapester Standgericht verurteilte zwei unglückliche junge Burschen, die einen Bauern erschlagen hatten, zum Tode durch Erhängen. Nach der gesetzlichen Vorschrift hätte das Todesurteil innerhalb von zwei Stunden vollstreckt werden sollen. Die Verurteilten wurden jedoch auf eine ungewöhnliche Weise vom sicheren Tod errettet.

Sie hatten das dem Henker zu verdanken, dem etwas passierte, was jedem Menschen passieren kann. Er erhielt nämlich zu spät die Verständigung, daß er das Urteil vollstrecken solle; als er, der im Vorort wohnt, den Zug erreichen wollte, wurde er unterwegs aufgehalten, versäumte den Zug und kam erst nach Ablauf der vorgeschriebenen Zweistundenfrist in Budapest an.

Der Vorfall wurde sofort dem Standgericht gemeldet, worauf dieses den Beschluß faßte, das Urteil nicht mehr vollstrecken zu lassen, sondern die Begnadigung der beiden Burschen zu empfehlen, da sonst das Gesetz verletzt worden wäre. Tatsächlich wurden die beiden noch am selben Tag begnadigt.

Wieder einmal Niagara-Durchquerung!
Und der wahrscheinliche Erfolg?

Der 19jährige Kanadier Jack Suffolk plant, in den nächsten Tagen den groben Unfug einer Durchquerung der Niagarafälle zu wiederholen. Das Experiment ist dem einen oder anderen seiner Vorgänger zuweilen geglückt; bezeichnend ist, daß heute von ihnen nicht einer mehr lebt. Suffolk beabsichtigt, sich zur Durchführung seines Wagnisses einer eisernen Tonne zu bedienen, die so stark sein soll, daß sie in den Fällen nicht zerschellen wird. Das Hauptaugenmerk richtet er auf eine gute Polsterung des Innern der Tonne, in welcher er Platz nehmen will. — Grund: Wirtschaftskrise. Möglicher Gewinn: 8000 Dollars. Wahrscheinlicher Erfolg: Zerbrochene Knochen.

Todesstrafe für Ueberfälle auf Frauen.

Die Sowjetregierung hat drastische Maßnahmen angeordnet. In Leningrad wurden dieser Tage fünf junge Männer hingerichtet, die eine junge Arbeiterin, die mit ihnen in derselben Fabrik beschäftigt war, überfallen und vergewaltigt hatten.

Das Leningrader Bezirksgericht verurteilte die jugendlichen Attentäter zum Tode, und dieses Urteil wurde bald vollstreckt, nachdem das Zentral-Exekutiv-Komitee eine Wiederaufnahme des Verfahrens abgelehnt hatte. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß das junge Mädchen von den fünf Arbeitern während eines gemeinsamen Spazierganges in brutalster Weise mißbraucht wurde.

In einem anderen Fall wurden zwei Männer zum Tode verurteilt.

In letzter Zeit ist die Zahl derartiger Fälle stark angewachsen, wobei wahrscheinlich noch viele andere ähnliche unbekannt geblieben sind, weil sich die betreffenden Frauen und Mädchen gescheut haben, eine Anzeige zu erstatten. Wahrscheinlich wird in Zukunft in allen Fällen, in denen Männer eines Ueberfalls auf Frauen oder Mädchen überführt werden, von den Gerichten die Todesstrafe verhängt werden.

Der Rasierklingen-Fresser.
Im Gefängnis.

Man hat zwar schon oft davon gehört, daß Verbrecher Löffelstiele und ähnliches zu verschlucken pflegen, um die unbequeme Untersuchungshaft mit dem Lazarett zu vertauschen. Was aber der zu 4 Jahren schweren Kerkers verurteilte Einbrecher Franz Godoc aus Leoben in Oesterreich sich geleistet hat, das stellt denn doch einen Rekord in der „Schluckerpraxis" dar. Er fraß nämlich in seiner Gefängniszelle nicht weniger als 17 Rasierklingen, die er sich zuvor in der Hose eingenäht hatte. Bei der sofort vorgenommenen Operation konnte nur eine einzige Klinge entfernt werden, so daß der Aermste verloren sein dürfte.

Ein furchtbares Bild zerrütteter Familienverhältnisse.

wird aus Mähr.-Schönberg geschildert. Ein Kaufmann behob vor einiger Zeit eine größere Geldsumme in einer Bank und brachte dann in einer Gastwirtschaft durch mehrere Tage hindurch eine größere Summe an. Bald darauf wurde seine Leiche in einer Badeanstalt aus dem Wasser gezogen. Da sie eine Schußwunde im Kopf aufwies, dachte man zunächst an einen Raubmord. Doch bald stellten sich durch Erhebungen die furchtbaren Ursachen dieser Tat heraus. Nach dem Tod des Kaufmanns traf nämlich in Schönberg die Nachricht ein, daß die 17jährige Tochter des Kaufmanns in Prag Selbstmord verübt hatte, sofort nach der Geburt des Kindes, das am Leben geblieben ist. Kurz vor dem Tod hatte das junge Mädchen ihren Verwandten das Geständnis gemacht, daß das Kind unerlaubten Beziehungen mit dem Vater entsprossen sei. Nachträglich stellte man noch fest, daß der Vater davon in Kenntnis war. Das war auch die Ursache der flotten Tage, nach denen er sich ans Ufer eines Teiches setzte, sich eine Kugel in den Kopf jagte und sich dann noch im Wasser ertränkte. Die Familientragödie hat in Schönberg großes Aufsehen hervorgerufen.

Unzweckmäßige Geldaufbewahrung.

Trier. Ein Obermoseler Bauersmann hatte dieser Tage seinen bei ihm zu Besuch weilenden Sohn eingeladen, mit ihm zusammen einen Ausflug nach Luxemburg zu machen. Als sich die beiden Ausflügler auf einer Fähre befanden, die das deutsche mit dem luxemburgischen Ufer verbindet, trat ein Zollbeamter auf sie zu und fragte, ob jemand mehr als 200 Mark bei sich habe. Der Bauer, der sein ganzes Vermögen bei sich trug, weil er es dort am sichersten wähnte, gab an, 1700 Mark in seinem Besitz zu haben. Zu seinem Entsetzen wurde das Geld jedoch beschlagnahmt und außerdem Strafanzeige wegen Devisenschmuggels gegen ihn erstattet. Vor Gericht klärte der Landmann seine Gewohnheit auf, was das Gericht auch als wahr unterstellte. Trotzdem müsse das Gericht, so betonte der Vorsitzende, nach den Bestimmungen eine exemplarische Strafe verhängen. Diese wurde auf 50 Mark Geldstrafe und 1 Monat Gefängnis festgesetzt. Dem Bauer wurde aber aufgegeben, ein Gnadengesuch auf Bewilligung einer Bewährungsfrist für die Gefängnisstrafe einzureichen.